





Nr. 192.

Sonntag, den 19. August 1906.

21. Jahrgang

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Beilage.

(Nachdruck verboten.)

Theobald suchte mit einem schwermütigen Lächeln die Achseln und erwiderte nichts; einige Minuten später ruhten beide auf dem harten Lager, das Martin bei seinen Kameraden längst aufgesucht hatte.

Am andern Morgen befand Theobald sich noch in der selben düsteren Stimmung, als er mit herzlichem Handdruck von dem Freunde Abschied nahm. Nur wenige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, die Vorbereitungen zum Aufbruch nahmen sie allzusehr in Anspruch; noch einmal erinnerte Theobald den Freund an sein Versprechen, dann sprengte er an der Spitze seiner kleinen Schar von dannen.

Der Morgen war bitter kalt, ein scharfer, schneidender Wind wehte den Reitern ins Gesicht. Von Bewaffneten war weit und breit nichts zu entdecken, kein Schuß fiel in den Dörfern, durch die die Husaren mit Sturmeschreie jagten. Sie und da wurde eine Person, die ihnen begegnete, angehalten, um Auskunft zu geben; niemand wollte von Franktireurs etwas wissen.

Schon lag Schloß Monterau vor den Blicken der Reiter, deren Weg hinter dem Park durch einen Hohlweg führte. Daß in jenem Hohlweg ein Hinterhalt sein könne, glaubte Theobald nicht; er hatte gestern noch mit dem Besitzer des Schlosses über diesen verzweifeltsten Volkskrieg gesprochen und wußte, daß der alte Edelmann ihn nicht billigte.

Einen Moment hielten die Husaren an, und ein Schluß aus der Feldflasche flüchtete den erstarrten Gliedern wieder Leben ein. Das Kommando: „Vorwärts!“ erscholl klar und scharf, fertig zum Gefecht sprengten sie auf den Hohlweg zu. Nichts Verdächtigtes zeigte sich ihren spähen Blicken; aber kaum befanden sie sich in der Schlucht, als von allen Seiten Schüsse trachten. Vor, hinter und neben ihnen tauchten die Franktireurs auf, die verwundeten Pferde bäumten sich hoch auf, zwei Reiter stürzten sofort aus dem Sattel.

Theobald sprengte in den dichten Haufen, der ihm den Weg versperrte, hinein; sein Säbel sauste auf die Köpfe nieder, aber die Uebermacht war zu groß; von mehreren Kugeln getroffen, sank er aus dem Sattel, im nächsten Augenblick brach auch sein Roß zusammen.

Mit einem Wutschrei warfen die Husaren sich in den Anäuel hinein, den der Sturz des Pferdes in Verwirrung gebracht hatte; die Säbel arbeiteten wacker in dem Gewühl, aber an eine Ueberwältigung des Feindes war nicht zu denken; nur acht Husaren gelang es, dem Gemetzel zu entkommen, und auch diese waren alle verwundet.

Die Franktireurs, von Kampfesmut befeelt, nahmen ohne Zögern die Verfolgung auf. Sie eilten querselbein, um an einer anderen Stelle den Fliehenden den Weg abzuschneiden; die Patronen sollte bis auf den letzten Mann vernichtet werden.

Graf Monterau hatte in der Nacht, die dem Ueberfall vorherging, schlecht geschlafen.

Der Auftritt mit Garnier, die Anwesenheit der Franktireurs in seinem Schloße, die Entdeckung, daß nicht nur sein

ganzes Dienstpersonal, sondern auch seine Schwiegertochter die Absichten Garniers billigte, die immer scharfer zutage tretende Feindschaft gegen Leontine Renard, das alles beunruhigte ihn; mit ernstester Besorgnis sah er den kommenden Dingen entgegen.

In der Morgenfrühe ging er hinunter, um die Franktireurs auf das Törichte ihres Beginns aufmerksam zu machen und sie zu bewegen, heimzukehren und ihre Waffen niederzulegen.

Sie lachten ihm ins Gesicht und priesen ihren Patriotismus, und als er auch jetzt noch nicht nachließ mit seinen ernstesten Ermahnungen, nannten sie ihn Verräter und drohten ihm, sein Haus an allen vier Ecken anzuzünden.

So mußte er denn die Dinge ihren Gang gehen lassen; er kehrte in sein Kabinett zurück, in das er Leontine und Cécilie kommen ließ, um die beiden Mädchen vor den Roheiten der übermütigen Banden zu bewahren. Leontine war eine Deutsche und Cécilie machte aus ihren Sympathien für die Siege der Deutschen kein Hehl; ein unbedachtes Wort, wie es Cécilie oft aussprach, konnte das Leben der beiden Mädchen gefährden.

Sie befanden sich noch nicht lange im Kabinett, als der Graf, der am Fenster stand, einen Landmann bemerkte, der in eiligem Laufe auf das Schloß zukam.

Er mußte eine Nachricht gebracht haben, denn gleich nach seiner Ankunft ließ in den unteren Räumen der Lärm sich vernehmen, der mit dem Ausbruch einer bewaffneten Truppe verbunden ist.

Einige Minuten später sammelten die Franktireurs sich auf dem Schloßhofe. Jean Garnier stellte sich an ihre Spitze; dann marschierten sie durch den Park ab.

Ein „Gott sei gelobt!“ entfuhr den Lippen des Grafen; er hatte keine Ahnung, daß die Banbe sich im Hohlwege in den Hinterhalt legen werde.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach sind starke feindliche Kolonnen im Anmarsch, vor denen diese Patrioten das Hasenpanter ergreifen“, sagte er, sich zu den Mädchen wendend, die mit Ferngläsern versehen, an einem anderen Fenster saßen. „Ich will ihnen gewiß nicht wünschen, daß sie dem Feinde in die Hände fallen, aber einige Wochen Kriegsgefangenschaft würden ihr allzuheißes Blut kühlen.“

„Da kommen Reiter!“ rief Cécilie.

„Preussische Husaren!“ fügte Leontine erfreut hinzu. „Sie werden den Vorstoß der Kolonnen bilden.“

Der Graf richtete nun auch sein Glas auf die Reiter, und sein Antlitz zeigte einen besorgten Ausdruck. Marschierten diese Kolonnen am Schloß vorbei, so blieb er von ihrem Besuch nicht verschont, und er sah voraus, daß es ihm unmöglich sein werde, alle ihre Wünsche zu befriedigen. Er sprach diese Besorgnis offen aus, und es beruhigte ihn einigermaßen, als Leontine sich augenblicklich erbot, mit den deutschen Offizieren zu unterhandeln und ihm einen Schutzbrief zu verschaffen.

Die Husaren hatten inzwischen Halt gemacht; der Graf und die Mädchen erkannten jetzt in dem Anführer denselben, der am Tage zuvor im Schloße gewesen war.

Von den Kolonnen ließ sich noch immer nichts sehen; gleichviel hielt der Graf auch dann noch an seiner Vermutung fest, als die Husaren auf den Hohlweg zusprengten.

„Ein Offizier mit zwölf Mann,“ sagte er, und diese Worte waren kaum seinen Lippen entflohen, als er erschreckt zusammenfuhr.

Die ersten Schüsse waren gefallen, jetzt knatterten Krüben in der Schlucht die Gewehre unablässig.

Die Mädchen waren von ihren Sitzen emporgesprungen; mit todesbleichen Wangen blickten sie starr den alten Herrn an, der aus seinem Jagdschranke einen Revolver nahm und in die Brusttasche hob.

„Menchelmörder!“ rief er zornig. „Aus dem Hinterhalt ein Duzend Reiter zu überfallen, dazu haben sie den Mut!“

„Um des Himmels willen, wohin wollen Sie?“ fragte Cécille bestürzt, als er mit entschlossener Miene zur Thür schritt. „Bleiben Sie, Herr Graf, Sie dürfen für den Feind nicht Partei nehmen, und auf die Seite der Menchelmörder werden Sie sich nicht stellen wollen.“

Graf Monterau war stehen geblieben; sein Antlitz glühte, der Born flammte aus seinen blickenden Augen. „Ich werde tun, was Menschenpflicht mir gebietet,“ erwiderte er mit mühsam erzwungener Ruhe. „Die Verwundeten werden hierhergebracht, in der eisigen Kälte draußen dürfen sie nicht lange hilflos liegen. Gehen Sie unterdessen zu Ihrem Onkel und sagen Sie ihm, er solle schleunigst die nötigen Anordnungen zur Aufnahme der Verwundeten treffen und einige Diener mit den erforderlichen Transportmitteln mir nachschicken.“

Damit eilte er hinaus, und als er das Schloß verließ, war das Gewehrfeuer schon verstummt.

Hastig in den entlaubten Park hineinschreitend, sah er die Frantkireurs hinter dem Hohlweg an den Gartenheden vorbeischießen und die Husaren schon in der Ferne weiterjagen; er hatte keine Zeit, die Reiter jetzt noch einmal zu zählen.

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihm, als er den Kampfplatz erreichte. Neben Theobald, der wie leblos auf dem Boden lag, kniete ein Frantkireur, ein roher, wilder Kerl mit einem gemeinen, häßlichen Gesicht, der auf den ersten Blick den Eindruck machte, als ob er einem Gefängnis entsprungen sei. Das breite, blutbefleckte Messer in der Hand dieses Kerls ließ auf die schlimmsten Absichten schließen, und in der Tat erhob er dasselbe, um es dem schwerverwundeten Feinde in die Brust zu stoßen.

In demselben Moment feuerte Graf Monterau seinen Revolver ab, die Kugel fuhr in den Kopf des Mordgesellen, der tot zusammenbrach.

Daß er hier einen Akt der Gerechtigkeit vollzogen hatte, erkannte der Graf sofort, als er die Leichen der preussischen Husaren besichtigte, sie alle waren beraubt und trugen breite Stichwunden in der Brust. Außer diesen bedeckten noch einige Pferde und ein Duzend Frantkireurs, teils tot, teils schwerverwundet, den Schauplatz des Kampfes; Graf Monterau schenkte ihnen nur einen flüchtigen Blick und befahl den inzwischen eingetroffenen Dienern, Theobald ins Schloß zu tragen.

Die verwundeten Frantkireurs ließ er ins nächste Dorf bringen; er wollte diese Menchelmörder, wie er sie nannte, nicht unter seinem Dache haben.

Der Graf blickte vergeblich nach den Kolonnen aus, die er hinter der Husarenpatrouille wähnte; er erkannte bald, daß er sich in seiner Vermutung getäuscht hatte, und das trug nur dazu bei, seinen Born gegen die Frantkireurs zu steigern.

Als er ins Schloß zurückgekehrt war, begab er sich in die Wohnung des Verwalters.

Ein reißender Bote war bereits zum Arzt geschickt und der Verwundete, der noch bewußtlos lag, so gut wie möglich gebettet worden.

Leontine bat, die Pflege übernehmen zu dürfen, Cécille wollte ihr bei diesem Samariterdienste treu zur Seite stehen.

Der Graf konnte ihr diese Bitte nicht abschlagen, zumal er sich sagen mußte, daß er seinen eigenen Deuten diese Pflege nicht anvertrauen dürfe. Möchte doch schon der Verwalter eine sehr bedenkliche Miene, als der Graf ihm erklärte, daß der Deutsche bis zu seiner völligen Genesung im Schloß bleiben werde.

„Das wird böses Blut sehen, Herr Graf,“ sagte der alte, ängstliche Mann, „die Diener haben ohnehin schon darüber gemurmelt, daß unsere verwundeten Patrioten ins Dorf gebracht worden sind.“

„Die Murrenden mögen sich in acht nehmen, daß sie nicht hinausgejagt werden,“ sagte der Graf scharf, „hier habe ich zu befehlen, und wer's mit jenen Menchelmördern hält, der mag sich ihnen anschließen.“

„Wenn die Frantkireurs als Sieger zurückkehren . . .“

„Dann sollen sie nicht wähen, daß sie sich vor mir mit Ihren Bellenaten brüsten können, und wehe dem, der seine

Hand gegen den wehrlosen Verwundeten erhebt. Ich billige es, daß die beiden jungen Damen seine Pflege übernehmen, unter ihren Händen ist er gut aufgehoben. Sie, Herr Verwalter, haben darauf zu sehen, daß alle Anordnungen des Arztes gewissenhaft erfüllt werden.“

Er trat noch einmal an das Lager des Verwundeten; eben war Theobald aus seiner Ohnmacht erwacht, ein mattes Lächeln glitt über sein bleiches Gesicht, als Leontine ihm den kühlenden Trank reichte. Sie mußte ihm das Glas an die Lippen setzen, er trank lange, dann schloß er die Augen wieder, das todesangstige Haupt sank in die Kissen zurück.

„Ich fürchte, es gibt keine Rettung mehr für ihn,“ meinte der Verwalter, als er mit ihm leise das Zimmer verließ, „er trägt den Stempel des Todes schon auf der Stirn.“

„Darüber kann wohl nur der Arzt urteilen,“ erwiderte Graf Monterau, indem er einen Blick auf seine Uhr warf. „Lassen Sie ihn ruhig liegen, bis der Doktor kommt, dann darf er erst entkleidet werden. Seine Uniform und Waffen bewahren Sie auf, Papiere und Wertstücke, die Sie in den Taschen finden, bringen Sie mir, mit dem Arzt wünsche ich zu reden, sobald er die Untersuchung beendet hat. Einige Knechte sollen sich hinausschicken und hinter der Schlucht auf der Wiese zwei Gräber graben; ich ersuche Sie, die Leute zu begleiten, und die Taschen der Toten in Ihrem Beisein durchsuchen zu lassen. Sie werden unter ihnen ein Scheusal finden, das die verwundeten Husaren ermordet hat, um sie zu berauben. Meine Hand war's, die an ihm das Todesurteil vollzog, als er auch den Offizier ins Jenseits befördern wollte. Lassen Sie die Taschen jenes Mannes leeren, sie enthalten das Eigentum der gefallenen Husaren; ich werde dies alles nebst einem Bericht über das Vorgefallene dem deutschen Hauptquartier übersenden.“

„Wenn ich meine Ansicht aussprechen darf, so rate ich ganz entschieden davon ab,“ sagte der Verwalter in besorgtem Tone. „Auf Ihren Bericht hin wird das Hauptquartier Truppen hierher senden, und wehe dann allen Dörfern, aus denen Einwohner an dem Ueberfall sich beteiligt haben. Die Schuldlosen müssen dann für die Schuld der anderen büßen; die Deutschen kennen kein Erbarmen, sie brennen die Dörfer nieder und erschließen alle waffenfähigen Männer.“

„So schlimm ist es nicht.“

„Doch, Herr Graf, die Zeitungen berichten täglich solche Gräueltaten.“

„Nie zuvor haben die Zeitungen so unverschämte Gelogen wie jetzt.“

„Mag auch nicht alles wahr sein, was sie berichten, so ist doch auch nicht alles Lüge,“ fuhr der alte Mann mit wachsender Besorgnis fort: „ich bitte Sie inständig, senden Sie den Bericht nicht ab, oder warten Sie wenigstens so lange damit bis der Friede geschlossen ist. Man wird nach den Soldaten, die gefallen sind, nicht weiter forschen; sollte dem verwundeten Offizier das Leben erhalten bleiben, so kann ihm später ja der Nachlaß seiner Kameraden übergeben werden. Bedenken Sie doch die Sicherheit der gnädigen Frau Komtesse und der Kinder, Herr Graf, bedenken Sie den Haß und die Wut der Bevölkerung, wenn die Feinde auf Ihren Bericht Repressalien ergreifen. Sie können in diesem Falle das Leben der deutschen Gouvernante nicht mehr länger schützen.“

Der Wahrheit, die in dieser ernststen Warnung lag, konnte der Graf sich nicht verschließen, umsoweniger, als er doch sich sagen mußte, daß nicht alles Lüge sein konnte, was die Zeitungen fast täglich berichteten. Er selbst fühlte sich frei von jeder Schuld, aber man konnte die Anklage gegen ihn erheben, daß er nicht alles getan habe, was in seinen Kräften lag, um den Ueberfall zu verhindern. Die Anklage konnte ihn in Gefangenschaft bringen.

Die Gräfin blieb dann mit ihren Kindern schutzlos in der Gewalt des Feindes, und dieser Gefahr durfte er die Seintigen nicht aussetzen.

Gleichwohl sagte er einen wahrheitsgetreuen Bericht ab, den er vorlegen wollte, so bald ein feindlicher Trupp ins Schloß kam, um Nachforschungen anzustellen. Er war eben fertig geworden, als der Arzt angemeldet wurde; voll hanger Erwartung ging er dem Eintretenden entgegen.

Die ernste Miene des Arztes verhieß nichts Gutes, das Achselzucken, mit dem er den fragenden Blick des Grafen beantwortete, ließ sogar das Schlimmste befürchten.

„So haben Sie keine Hoffnung, Herr Doktor?“

„Offen gestanden, nein, indessen will ich nicht damit sagen, daß wir die Hände in den Schoß legen und Gottes Wasser über Gottes Rand laufen lassen sollen. Ich habe den jungen Mann sorgfältig untersucht; er hat viele Wunden, von denen einige lebensgefährlich, wenn auch nicht absolut tödlich sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Verwehter Duft.

Von E. Spiegel.

(Nachdruck verboten.)

„Wer noch niemals eine große Enttäuschung erlebt hat, kann überhaupt nicht mitsprechen,“ sagte Professor Remmers, „alle Schaffenskraft erlahmt in einem, und man fühlt sich elend und sterbensmüde.“

Dr. Alfred Hagen lächelte ironisch, doch er schwieg. Was ging die anderen seine Angelegenheit mit Eva an? Wen kümmerte es, daß sie eine Reise nach Italien gemacht hatte, nachdem er sich einen ziemlich unzuverlässigen Korb bei ihr geholt? Daß sie sich dort vielleicht mit irgend einem distinguierten Reisenden verlobte?

Er wußte, was eine große Enttäuschung war, und nachdenklich blickte er in seinen Champagnerkelch, in dem die kleinen aufsteigenden Perlen nach oben drängten.

Remmers plauderte schon eine geraume Weile mit Alfreds Tischnachbarin. Mit einem plötzlichen Ruck raffte sich der junge Doktor auf, seiner eigenen Pflichten gedenkend. Die Dame neben ihm war eine gefeierte junge Malerin; er hatte sie als blutjunge, unbedeutende Anfängerin gekannt und war sogar eine Zeitlang in sie verliebt gewesen.

Jetzt richtete sie die Augen forschend auf ihn. „Und Sie, Alfred, wie würden Sie wohl eine große Enttäuschung vertragen?“

„Ruhig,“ erwiderte er spöttisch, „sehr ruhig.“

„Dies reden Sie sich nur ein, weil Sie bis jetzt noch keine an sich selbst erfahren haben, weil Ihnen noch immer die Hoffnung geblieben ist,“ entgegnete die Künstlerin lebhafte und schüttelte den Kopf.

Er glaubte das Gegenteil annehmen zu dürfen, doch er schwieg.

Das Diner wurde von Alfred im Separatzimmer eines eleganten Weinrestaurants gegeben. Bis jetzt war alles zur Zufriedenheit des Gastgebers verlaufen. In der Veranstaltung kleiner intimer Diners war er Meister. Trotzdem fühlte er sich nicht glücklich, die Erinnerung an Eva wollte nicht weichen. — Seit Monaten war er ohne Nachricht von ihr — hätte er sie nur nicht selbst gebeten, jeden Briefwechsel zu unterlassen.

Eben erzählte Remmers einen Witz, über den sich die ganze Tafelrunde belustigte. Alfred hatte die Geschichte schon früher und besser vortragen hören, doch als lebenswürdiger Wirt stimmte er pflichtschuldigst in das allgemeine Gelächter mit ein.

Geräuschlos näherte sich ihm ein Kellner.

„Herr Doktor, Sie werden am Telephon verlangt.“

Mit einer Entschuldigung gegen seine Gäste begab er sich in das Telephonzimmer.

„Wer dort?“ fragte er.

„Sind Sie es, Alfred?“ Klang es zurück.

Vor freudigem Schreck wäre ihm beinahe das Hörrohr entfallen.

„Eva?“ rief er überrascht. „Wirklich Eva?“

Ein leises Lachen tönte an sein Ohr.

„Ja, wirklich ich. Ich habe erst bei Ihnen angerufen und hörte, daß Sie ein Diner geben. Wußten Sie nicht, daß ich wieder hier bin?“

„Wie sollte ich? Ich hatte keine Ahnung. Wann kamen Sie denn an?“

„Gestern nachmittag. Können Sie heute Abend nach dem Essen zu uns kommen?“

„Eine Sekunde kann er nach. „Darf es spät werden?“

„Ja. Ich erwarte Sie bestimmt. Aber gehen Sie nicht nach der Regentenstraße, ich wohne im Palasthotel — und fragen Sie nach Gräfin Vossdorf, Vossdorf. Was wollen Sie wissen? Was? O, ich erzähle Ihnen später alles. Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen. Adieu. Schluß.“

„Adieu.“

Mechanisch hing er den Hörer wieder auf. Also das war das Ende! Gräfin Vossdorf! Sie hatte sich einen Titel erheiratet. Ein Bittern überlief ihn. Langsam ging er zu seinen Gästen zurück, nur um alles in der Welt sich nicht anmerken lassen, daß ein Menschen-glück soeben in Trümmern gegangen war. Er entwickelte auf einmal ein glänzendes Redner-talent, Witz drängte sich auf Witz, nur nicht zur Besinnung kommen, nur nicht nachdenken. Er fing an, seiner Nachbarin auf Leben und Sterben den Hof zu machen und alte Liebeserinnerungen mit ihr aufzufrischen.

„Wissen Sie noch? Der Abend, an dem Remmers

und ich bei Ihnen zum ersten Male soupierten?“ fragte sie leise, nun auch ihrerseits wärmer werdend. „Sie schenken mir das kleine Birkglas, und ich lege drei Beilchen aus Ihrem Buxett hinein und siegelle es zu. Heute Abend habe ich es wieder geöffnet, um nachzusehen, ob noch etwas von dem Duft darin enthalten sei.“

Mit den Augen bat er sie um Antwort. Eine Sekunde begegneten sich ihre Blicke. Etwas Süßes, Trauriges lag in den ihren, dann schüttelte sie den Kopf.

Der Duft war fort, verweht, nur welcke Ueberreste sind zurückgeblieben, die Beilchen sind tot.

Das Lächeln war von seinen Lippen verschwunden. Noch immer starrte er wie gebannt in ihr Antlitz.

„Haben Sie sie fortgeworfen?“ fragte er mit belegter Stimme.

Sie spielte mit ihrem Kaffeelöffelchen, ehe sie ihm antwortete. „Nein, ich brachte es nicht über das Herz. — Vielleicht tue ich es morgen,“ fügte sie mit sichtlicher Anstrengung hinzu, „ich hebe solch alte Andenken nicht gern auf.“

Alfred wußte nicht, wie ihm geschah. Begann der alte Zauber aufs neue zu wirken? In seinen Ohren sauste und brauste es, das Blut hämmerte in seinen Schläfen, und der Schmerz in seinem Herzen verlangte geheimer nach Trost, nach Teilnahme, nach Binderung.

„Werfen Sie sie nicht fort,“ flüsterte er heiser, „das Gefühl, aus dem heraus ich sie Ihnen schenkte, ist noch immer vorhanden, wenn auch der Duft der Blumen verweht ist.“

In den leicht parfümierten Fingerschüsselchen vor ihnen schwammen einige verstreute Rosenblätter. Die Dichter warfen einen matten Schimmer durch die opalfarbenen Schirme. Gedämpft tönte ferne Musik zu ihnen herüber. Sie sah vor sich nieder, und ihre langen Wimpern lagen tief auf den Wangen. Nun schlug sie die Augen auf.

„Sind Sie Ihrer auch sicher?“ Klang es wie ein Hauch.

Sein Herz schlug auf einmal jung und ungestüm, wie vor Jahren. „Ganz sicher,“ erwiderte er.

Weber überlegte, noch erwog er seine Worte. Er konnte an nichts anderes mehr denken als an den Kuß, den sie ihm nachher, wenn er sie nach Hause brachte, geben mußte.

Um zehn Uhr stand er fröstelnd in der Halle des Palasthotels und nannte sich selbst in den wenigst schmeichelhaften Ausdrücken einen Narren. Wirt wirbelten die Gedanken in seinem Kopf herum, nur einer trat mit greifbarer Deutlichkeit scharf und unerbittlich hervor: er hatte sich mit der Malerin verlobt.

„Hätte ich nur nicht schon einmal mit ihr gespielt,“ murmelte er ingrimmig. „Und sie liebt mich — sie hat mich immer geliebt.“

Dann schüttelte er seine Karte zur Gräfin Vossdorf hinein.

Etwas ein halbes Duzend Menschen bewegten sich um Eva herum, doch sowie sie Alfred sah, trat sie auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Ich freue mich riesig,“ lachte sie ihn an. „Waren Sie überrascht? Am Telephon blieb mir keine Zeit zu Erklärungen. Ich bin mit der Gräfin Vossdorf hier. Kommen Sie, ich will Sie vorstellen.“

„Und Sie — Sie sind nicht — verheiratet?“ stammelte er, während sie ihn mit sich fortzog.

Sie warf ihm einen schelmisch-zärtlichen Blick zu. „Wäre das nicht unrecht gegen meine alten Freunde gewesen?“

Dieser Blick vernichtete ihn. Etwas verriet ihm mit unumstößlicher Gewißheit, daß Eva seinethalben unverwundt zurückgekehrt war. Sie hatte ihn also doch geliebt, sie war ihm treu geblieben — und er? Was hatte er getan? Weil er einen fremden Namen am Telephon gehört, hatte er alles über Bord geworfen und sich Hals über Kopf in eine alte, längst erloschene Liebschaft gestürzt.

„Sie waren verwehlt, ganz verwehlt,“ hörte er die andere Stimme sagen. „Ihr Duft war verweht, sie waren tot.“

So war es auch seinen Hoffnungen ergangen, als er geglaubt hatte, Eva sei Gräfin Vossdorf geworden. Und doch hatte er gesagt, er würde eine Enttäuschung sehr ruhig aufnehmen.

Wie froh, wie heiter, wie sonnig Eva neben ihm

Herschrift. Sie hatte keine Ahnung von seiner Verlobung mit einer anderen und nahm ihm das Versprechen ab, sie am folgenden Tage zu besuchen. Mechanisch sagte er zu, er ließ alles willenlos über sich ergehen.

„Sie haben sich verändert, Alfred.“ Wie ängstlich forschend sie ihm in die Augen schaute. „Sie sehen aus, als ob Sie einen großen Schmerz erlitten hätten. Haben Sie viel zu tun?“

„Gegenwärtig habe ich einen sehr schweren Fall zu behandeln,“ entgegnete er ausweichend und startete wie abwesend vor sich hin.

„Und glücklich sehen Sie auch nicht aus,“ fuhr sie fort. „Doch jetzt soll alles besser werden, ich bleibe nun bestimmt zu Hause, und wir richten uns das Leben ein, wie es uns paßt.“

Er zitterte. Das konnte von Eva nur bedeuten, daß sie sich ihrer Liebe zu ihm bewußt geworden und entschlossen war, seine Hand anzunehmen. Wilde Verzweiflung erfaßte ihn, und sein Gesicht ward totenblaß. Gewaltig, um nicht umzufinken, umklammerte er die Lehne eines Stuhles. „Ich muß fort“ — kaum hörbar brachte er die Worte über die Lippen. „Morgen — komme — ich — wieder.“

„Nicht, wenn Sie nicht wollen,“ sprach sie hastig. Sein sonderbares Benehmen war aufgefallen, und sie bereute beinahe, so offen ihr Herz gezeigt zu haben.

„Ob ich will?“ Er lachte wild auf. „Natürlich will ich, aber —“

„Dann also auf Wiedersehen.“ Mit kurzem Druck reichte sie ihm die Hand und wandte sich ihren anderen Gästen zu.

Er verbrachte eine entsehlache Nacht. Fortwährend machte und verwarf er Pläne, wie er seine Freiheit wieder erlangen könne. Er wollte zu der anderen gehen und ihr alles erklären. Doch was? Daß er sie nicht liebe, sie nie geliebt habe und die Beilchen wahr gesprochen hätten? Sie würde es nicht ertragen und sich zu Tode grämen. Der Gedanke, ein Menschenleben auf dem Gewissen zu haben, war nicht sehr verlockend. Wenn er ihr die Wahrheit sagte, gab sie ihm wohl sein Wort zurück, aber sie ging trotzdem zugrunde: Frauen nehmen eben eine Enttäuschung so viel schwerer als die Männer. Es fiel ihm ein, daß er seine Enttäuschung auch nicht allzu leicht empfind. Er konnte zu keinem Entschluß kommen. Von Zweifeln gequält, warf er sich hin und her, und erst gegen Morgen fiel er in einen unruhigen Schlaf. Da träumte er, Eva sei Gräfin Wörsdorf geworden, und er schickte ihr per Telephon das Glas mit den drei verwelkten Beilchen.

Er war noch immer vergeblich mit diesem schweren Versuch bemüht, als sein Diener eintrat und ihn leise weckte. Ein Bote hatte einen Brief gebracht und wartete auf Antwort.

Bei dem Anblick der Handschrift überkam es ihn wie ein Schwindelanfall. Sekundenlang hielt er das Schreiben uneröffnet in den Fingern, dann seufzte er schwer auf und öffnete es langsam.

„Lieber Freund,“ lautete es. „Als ich gestern abend nach Hause kam, betrachtete ich mir die Beilchen. Ich betrachtete sie auch heute früh, aber sie waren noch immer tot. Meinen Sie nicht auch, daß wir beide etwas zu gefühlvoll gewesen sind? Ich muß Ihnen nämlich eine Beichte ablegen. Die Beilchen habe ich schon vor drei Jahren — fortgeworfen.“

Seien Sie mir nicht böse, aber Totes läßt sich nicht wieder zum Leben erwecken. Schreiben Sie mir ein Wort, daß Sie mir nicht zürnen und weiter meiner in Freundschaft gedenken wollen.

Stella Garten.“

Mit einem Jubelschrei sprang Alfred aus dem Bett. „Böse? Ihr böse sein? Auf den Knien möchte ich ihr danken. Eva, geliebte Eva, nun soll uns nichts mehr trennen, nun gehörst du mir für immer und ewig!“



Denkspruch.

Mutlos —
Chelos.



Spruchwort.

Rätsel und Aufgaben.

Kombinations-Aufgabe.

Aus den nachstehend zusammengestellten Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben immer ein neues Wort gebildet werden.

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen ein Schloß in Oesterreich.

Man bilde aus:

Madel, Hirn, Koch, Wein = ein Stadt in Bayern

Jo, Vern, Eger = eine Stadt in Böhmen.

Felle, derb = eine Stadt in der Rheinprovinz.

Tran, er, Fanten = Bezirk in Bayern

Bar, Don, Eule = eine Stadt in Thüringen.

es, hat, lieb = einen Mädchennamen.

Ei, Ernst, Nadel, hin = eine Stadt in Hessen-Nassau.

Lobe, Rissen = Heizmaterial.

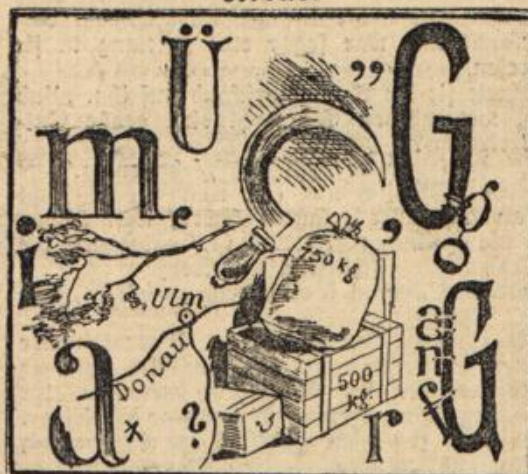
Wieder, Wolte = Wärmestoff.

Er, da, Al, Num = eine Landschaft in Spanien.

Jan, Teu = Land in Europa.

ein, Hermes = eine Stadt in Württemberg.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

Kapselrätsel.

Schornsteinfeger, Schimmelpfennig, Rheinheffen, Ohrenschmaus, Mitternachtsjourn, Johannisbeerstrauch, Staudrecht, Hochzeitstag.

Chor
Himmel
Essen
Maus
Nacht
Jo
Land
Zeit
Chemnitz.

Silberrätsel und Akrostichon.

Alle = Halle
Singen = Ufingen
Raupen = Graupen
Rebus = Krebs
Armur = Ramur
Stade = Stade
Auber = Tauber
Fella = Fella
Meute = Meute
Epos = Epos

Engenotten (Meyerbeer.)

Kreuzrätsel.

Man	gen
Ver	lin
Se	da
So	de

Wangen, Berlin, Leda, Bode, Wanda, Bergen, Glube, Lingen, Daber, Daber, Leber, Legende.

Rätselhafte Inschrift.
Marathonlauf.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Aus einem Schauerroman.

... Als er sich vor seinem unglücklichen Opfer befand, ließ der Glende sich sofort einen Bart wachsen, um nicht wiedererkannt zu werden.

Die Gräfin warf sich auf die ihr dargebotene Gelegenheit mit einem solchen Eifer, daß sie sich den Fuß verrenkte ...



Richter: „Von den 4000 Mark, die Sie dem Angeklagten anvertrauten, haben Sie nichts gerettet?“

Zeuge: „Keinen Pfennig!“

Angeklagter (einwerfend): „Er kriegt doch jetzt zwei Mark Zeugengeld!“



Maufesalle, Maufesalle
Hob' ich und hoch vieles mehr.
Kaufen Sie mir ob, Panickal
Kaufen Sie! Ich bitten sehr!

Stückel Brot ist oft mein Mittag.
Polster oft ein Strohenstain —
Doch tut arme Rastelbinder
Deswegen nicht traurig sein.

In der Heimat hob' ich Güttel,
Klein zwar, aber Schoß darain.
Denk' ich dron, wär' größter
Norr ich
Wenn ich traurig möchte sein.

Schwerenöter.

Fräulein Doktor: „Ich habe mich hier jetzt als Ärztin niedergelassen.“ — Herr: „Wann haben denn gnädiges Fräulein Ihre Plauderstündchen?“

Frommer Wunsch.

Sie: „Du, Männchen, Onkel Paul meinte gestern, ich sei als Frau noch viel hübscher geworden als früher in den Mädchenjahren.“
Er: „Mag sein, aber ich wünschte, Du wärst ein hübsches Mädchen geblieben!“

Schlechte Entschuldigung.

Richter: „Sie räumen also ein, den Zeugen ein Rhinoceros genannt zu haben?“ — Angeklagter: „Ja wohl, das war aber nur bildlich gemeint.“

Ein jäh unterbrochenes Tête-à-Tête.



Minette ist ein herz'ges Kind,
Wer's leugnete, der wäre blind.
Das findet auch der Herr Marquis
Und trifft daher „zufällig“ sie.



Erst redet er mit viel Bedacht
Von Regen, Mondschein, Tag und Nacht,
Doch bald dozirt er lang und breit
Ihr von der Liebe Seligkeit.



Und Nettchen zeigt sich darin
Als sehr gelehr'ge Schülerin.
Der Bubel denkt: „Macht so es ihr,
Will ich auch haben mein Pläsir.“



Er faßt die Ente bei dem Schopf,
Erwischt jedoch zugleich den Zopf —
Und macht dann Männchen comme il faut
Mit Ente und Perliä — Tableau!

Seine Meinung.

Paulchen: „Papa, warum nennt man eigentlich die Frauen
das schwache Geschlecht?“
Vater: „Weil sie so oft in Ohnmacht fallen.“

Protzerel.

„Ihr kleiner Junge kann aber für sein Alter noch recht schlecht
laufen, Herr Kommerzientrat.“
„Was braucht mein Junge laufen zu können, wir haben ja
Equipagen genug!“

• Vexierbild. •



Gute Ausrede.



„Sie sind ja verausgalt!“
„Wer wär's nicht, wenn er so ein hübsches Mädchen sieht?“

mich; da trat mein Freund heran, ihm erklärend, daß ich nur der Diener und Büchsenträger der Gesellschaft sei. Ich war erlöst; welche Gefühle des Dankes für meinen Erreiter ich in dem Moment in meiner Brust beherbergte, kann ich nicht sagen; doch sie sollten sich bald verflüchtigen. Denn, als der Mann des Gesetzes sich daran machte, die Scheine der übrigen zu prüfen, meinte Sengpiel zu mir: „Paul, gib mir die Provianttasche her.“ Ich zögerte anfangs, dem Gebot Folge zu leisten, doch schließlich blieb mir, wenn ich mich dem Gendarm nicht entdecken wollte, nichts weiter übrig, als meinem Pseudoherrn zu gehorchen und ihm, womöglich noch mit heiterer Miene, meine teuer erworbenen Fressalien zu überreichen. Die Tasche wurde geöffnet, und die Gesellschaft begann, mir freundlich zugründend, die lederen Vissen in ihren Magen hinunter wandern zu lassen; auch der Grünrock mußte sich an der Verteilung des Mahles beteiligen, während ich zuschauen mußte, wie herrlich es „meinen“ Herren schmeckte. Dann verabschiedete sich der Mann des Gesetzes, schnalzte, indem er an mir vorüberging, als Zeichen, daß ihm das Mahl vortrefflich gemundet hatte, noch einmal mit der Zunge, warf mir einen eines Dieners würdigen Blick zu und war bald im Walde verschwunden. Das alles mußte ich mit der größten Ruhe über mich ergehen lassen, während die anderen mich voller Schadenfreude anlächelten und, als der Gendarm fort war, losplakten, daß ringsum der Wald erschalle.

Wir war selbstverständlich für den Tag die Freude am Jagen genommen, ich trollte mich heimwärts. Anfangs hegte ich argen Groll gegen meine Jagdgenossen im Herzen, aber heute bin ich ihnen dankbar; denn ihre kleine Fopperie hat mich veranlaßt, sofort einen Schußschein zu erstehen und den Entschluß zu fassen, nicht an der unrechten Stelle zu sparen.

Kathederblüte.

Wir würden wahrscheinlich noch heute im Paradiese leben, wenn Jehovah der Eva das Essen vom Baume der Erkenntnis nicht verboten, sondern ihr einfach gesagt hätte: „Das schickt sich nicht!“

Übel angebrachte Sparsamkeit.

Humoreske von Oskar Ungnad.

Am Stammtisch im Krüge zu Bernsdorf saßen in fröhlicher Laune etliche Herren, die sämtlich große Freunde des edlen Weidwerks waren. Jeder gab eine kleine Episode aus seinem Jägerleben zum Besten; so war schon „manch lustig Stücklein“ erzählt und belacht worden. Nun nahm der Dickste in der Runde, Herr Vorchert, das Wort: „An einem schönen Wintertage zog ich in fröhlicher Gesellschaft hinaus zum Jagen. Als vorsichtiger Mann, der obendrein für einen guten Jambis schwärmt, hatte ich mich weiblich für einen Tag verproviantiert. Ich hatte mir ziemlich leckere Vissen erstanden, was ich um so mehr konnte, als ich das Geld für einen Schußschein gespart hatte, den ich für ein unnützes Stück Papier hielt, da mich bis dato noch niemand auf der Jagd nach einem Schußschein gefragt hatte.“

Seither trotzte ich fürbaß, an der Seite meine wohlgefüllte Provianttasche. Der heilige Hubertus schien unserer Gesellschaft nicht hold zu sein; denn er schickte uns nicht einen Hasen in den Weg, dafür aber zu meinem größten Schrecken einen Gendarmen. Kaum hatte ich den Grünrock des Gesetzes auftauchen sehen, als mir der Mangel eines Schußscheines befiel. Ich ging meine Weidgenossen sofort um Rat an, und mein Freund Sengpiel vor allen versprach mir beizustehen. Mittlerweile war der Beamte herangekommen und bat, die Schußscheine der Gesellschaft in Augenschein nehmen zu dürfen. Als dies bei Sengpiel geschehen, wandte er sich an

In Sicherheit.



Traum eines Studenten.

Die beiden Küchlein.

Eine Parabel.

Es war 'mal wo im Lande drauß
Auf einem Hof ein Hühnerhaus,
Da krochen gerade aus dem Ei
Ans Tageslicht der Hühnchen zwei.

Schwarz war das eine von Gefieder,
Das and're Huhn war weiß hinwieder,
Und beide piepften emsiglich
Und freuten ihres Lebens sich.

Und beide wurden größer immer
Da sprach die Frau: „Geht etwa nimmer
Mir in den kühnen Wald hinaus,
Dort haust der Fuchs, der frißt Euch
auf!“

Das weiße Hühnchen folgte schön,
Dach! nie daran, zum Wald zu geh'n.
Das schwarze aber war ein Ränge,
Dem macht' die Predigt gar nicht bange.

Tief hin zum Forst und tat sich tummeln
Und piepft' und jagt' nach wilden
Tummeln

Ging achlos tiefer in den Wald,
Da kam der Fuchs — und fraß es halt!

Die Frau vergoh gar bitt're Zähren
Und tat das weiße Huhn befehren:
„Darfst meine Meinung nicht vergessen,
Sonst wird dich auch der Fuchs noch
fressen!“

Das brave Huhn ward' stetig netter,
Ein Musterknab', ward' täglich fetter,
Und wurde dann mit großer Pracht
Zum Festtagsessen — abgeschlachtet!



Die kleine Martha: „Liebe Mama, zu
Deinem Geburtstags wünsche ich Dir, daß ich
immer recht artig bin!“

Kindermund.

Wahnsinnige Wahrheiten.

Die Gelegenheit muß man beim
Schopfe fassen, aber nicht bei den
Haaren herbeiziehen.

Merkwürdig, daß man in der
Fabel aus dem Leben der Tiere
schöpft — um den Menschen Moral
zu predigen.

Es ist unglaublich, mit wie wenig
ein Mensch leben kann, wenn er's
muß, und erstaunlich dagegen, wie
viel oft einer zum Leben haben
muß, wenn er's kann.

Es ist charakteristisch, daß das
Gute, eingebildet, gar keinen Effekt
hat, während eingebildetes Übel wie
wirkliches wirkt.

Starke Prädierie.

Junger Herr: „Was lesen Sie
da, mein gnädiges Fräulein?“
Bädfisch (errötend): „Die ...
Beinkleider des Herrn von Brechtov.“

Immer im Beruf.

„Sie scheinen kein Freund der
sezeßionistischen Kunststrichtung, Herr
Medizinalrat?“
„Doch, Gnädigste, man findet
da recht interessante Fälle.“

Gerechte Entrüstung.

Dame: „Mein Herr, Sie verfolgen mich nun seit einer
halben Stunde. Sie täuschen sich in mir. Oder glauben
Sie vielleicht, daß ich Sie zuerst anreden werde?“

Ein beneidenswerter Gatte.



Frau: „Du bist wirklich zu beneiden, Männchen.“
Mann: „Ach, red' keinen Unsinn! Wieso denn?“
Frau: „Na, sieh mal, hier stehen Güte zu fünfzig und
sechzig Mark, und ich habe mir den ausgesucht, der nur
zwanzig Mark kostet.“

Mildernd.

„Sie haben zwei Gemälde aus der Kunstausstellung ge-
stohlen?“ — „Es waren elende Nachwerke, Herr Präsident.“



Schwäbische Logik.

Bauer (der aus der Residenz wieder in seine Heimat
fahren will, am Fahrkartenschalter): „A Bilette nach Böblinge!“
Beamter: „Einfach oder retour?“
Bauer: „Nurr! Redour! I bin ja von Böblinge.“

Gedankensplitter.

Man geht leichter für Eine durch Feuer und Wasser,
als mit ihr durchs Leben.